



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Brüggen, E. von der: China

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

1879 von dem engen Einvernehmen mit Rußland zum Bündnis mit Oesterreich übersprang, so war das die höchste staatsmännische Weisheit; wenn die heutige kaiserliche Politik in China 1895 mit Rußland und Frankreich ging, im Jahre 1900 zunächst den gelinde gesagt sonderbaren russischen Vorschlag, Peking zu räumen, ablehnte und zu Falle brachte, dann sich zunächst mit England verständigte, so nennt man das „Zickzackkurs“! Übrigens: wäre es denn nicht möglich, daß sich Graf Bülow schon vor dem Abschluß des Vertrags mit England unter der Hand mit Rußland verständigt hätte, und das Abkommen seine Spitze nicht sowohl gegen Rußland kehrte, dessen thatsächliche Herrschaft in der Mandschurei es gar nicht berührt, als vielmehr gegen England?

Am 14. November wird der Reichstag wieder zusammentreten und dann auch über China zu Worte kommen. Nach den bisherigen Proben deutschparlamentarischer Weisheit in großen Fragen der auswärtigen Politik, z. B. in der Samoafrage, ist die Hoffnung, daß er der Reichsregierung nachdrückliche Unterstützung gewähren werde, nur sehr schwach; wir werden zufrieden sein müssen, wenn er sich und uns vor Europa und den umliegenden Erdteilen nicht bloßstellt. Zum Glück vertritt der Reichstag die Nation nur der Form nach, nicht ihren Geist; ihre beste intellektuelle und sittliche Kraft liegt nicht in ihm, sondern in Kreisen, die sich nicht gewerbsmäßig mit Politik befassen, vielmehr ruhig und gewissenhaft ihre tägliche Berufsarbeit thun. Um so mehr kommt darauf an, daß sich diese Kreise das Verhältnis zu ihrem Kaiser nicht durch eine unverständige, sensationslüsterne Presse vergiften lassen. Was die Reichsregierung heute, bei einer so unendlich wichtigen Wendung unsrer Geschichte, dringender bedarf als je, das ist nicht eine meist sachunkundige und darum ganz wertlose Kritik, sondern Vertrauen und Unterstützung bei der großen Partei der vernünftigen Leute. *



China



Die Frage, was der Pantsevertrag für uns und andre bedeute, kann am einfachsten durch die Gegenfrage beantwortet werden: Was wäre geschehn, wenn dieser Vertrag nicht geschlossen worden wäre? Und die Antwort müßte lauten: Der Pantse und der reichste Teil Chinas wären englisch geworden.

Hat man denn etwa schon vergessen, wie sich nach dem chinesisch-japanischen Kriege die Dinge in Ostasien gestaltet hatten? Japans Pläne waren abgewiesen, wir hatten Kiautschou genommen, aber England hatte die Pantseprovinzen für englische Interessensphäre erklärt. Was das heißt, wissen wir

aus vielen Erfahrungen. Wollten wir uns in Afrika irgendwo, in Pondoland, in der Luciabai, in Witu und Uganda, am Niger festsetzen, so brauchte England nur zu erklären, das sei englische Interessensphäre, und wir mußten alsbald abziehen. Weil die Burenstaaten zur englischen Interessens- oder gar Einflußsphäre gerechnet wurden, deshalb hielt sich England für berechtigt, die Buren vom Kaplande anfangend immer weiter nördlich zu treiben und zuletzt durch den noch währenden Krieg völlig zu unterjochen. Der Niger und der Benué wurden zwar für frei erklärt, aber wir mußten die Grenze unsrer Einflußsphäre in Kamerun so ändern, daß wir nicht bei Ibi, wie bis 1885 angenommen war, sondern erst bei Zola an den Benué kamen, und indem England durch Verträge mit den Negerfürsten auf beide Ufer die Hand legte, wurde die Freiheit von Niger und Benué aus der Welt des Tatsächlichen hinaus geschafft. Dasselbe wäre sicher mit dem Jantse geschehn, wenn England bei seinem Anspruch auf diesen Fluß geblieben wäre, und es wäre dabei geblieben, wenn es nicht, durch den Burenkrieg zu stark in Afrika beschäftigt, außer stande gewesen wäre, allein seine Position am Jantse aufrecht zu halten und Schanghai zu sichern. Daß Deutschland die Gelegenheit nicht vorüber ließ, dem guten Wetter die Hand zu bieten, daß Graf Bülow die Thür zur Einflußsphäre öffnete, daß wir diesen Handel in größter Höflichkeit, und wie es scheint, als gute Freunde mit England abgeschlossen haben, dafür können wir dem Kaiser und dem neuen Kanzler nur dankbar sein. Es ist vielleicht das erste mal, daß wir, nämlich das neue Deutschland, bei einem Handel mit England ohne Schlappe, sogar recht vorteilhaft weggekommen sind.

Und alle übrigen Länder, die mit China Handel treiben, mögen sich gleichfalls bei dem Kaiser bedanken, denn sie haben jetzt sehr viel mehr Aussicht, die Thür am Jantse offen zu finden, als wenn es bei der bloß englischen Interessensphäre geblieben wäre. Sogar Rußland kann diesen Vertrag nur freudig begrüßen, der das Interessengebiet Deutschlands in Zukunft von der Provinz Schantung südwärts zu verschieben verheißt. Ein „Zu“ am Jantse ist für uns mehr wert als alle „Tschaus“ auf Schantung.

Man hat nun zwar in den Artikeln 3 und 4 des Vertrags Material finden wollen zu einer Warnung gegenüber Rußland, die dann auch eine Drohung enthielte. Mir erscheint die Sache nicht so. Rußland hat mehrmals erklärt, es wolle keine Eroberungen machen. Neben diesen offiziellen Erklärungen der russischen Regierung freilich standen öffentliche Erklärungen ihrer siegreichen Generale am Amur und Sungari, worin die Besitzergreifung verschiedener Orte am rechten chinesischen Flußufer für Rußland stolz verkündet wurde. Vielleicht nahmen die Generale den Mund zu voll; vielleicht aber auch nicht. Eroberungen, Annexionen könnten verwerflich, und Besetzung einiger zum Schutz der Flüsse und besonders der russischen Mandschureibahn nötigen Punkte — könnte erlaubt sein. Man wird die Mandschurei nicht annektieren, weil das ein sehr schlechtes Geschäft wäre, aber man wird einige feste Punkte auf chinesischem Boden nehmen und ausrüsten zur Sicherung der

Bahn und des Flußverkehrs. Dagegen dürfte Deutschland nichts einzuwenden haben, außer daß entsprechende Punkte am Jantse zur Sicherung des Flußverkehrs von deutscher oder deutsch-englischer Seite zu besetzen seien. Es scheint mir, daß diese Besetzung einiger Punkte am Jantse die notwendige Folge dieses Vertrags, aber zugleich auch alles sei, was Deutschland politisch von China vorläufig erwarten kann. Hiervon unabhängig bleibt natürlich die Forderung der Sühne für Mord und der Entschädigung für Krieg und Zerstörung von Eigentum deutscher Unterthanen. Ich sehe in Artikel 3 und 4 nicht eine Warnung, sondern eher eine Ermunterung Rußlands, die Okkupationen seiner Generale zu ratifizieren. Denn wie Rußland seinen Bahnverkehr sichern muß, der Hunderte von Millionen gekostet hat, so werden wir den Flußverkehr auf dem Jantse sichern müssen, sobald sich unser Handel dort in größerem Maßstabe ausbreitet. Und das kann nur durch militärische Posten geschehen, die in besetzten Forts unterzubringen wären, oder wenigstens durch feste Anlegeplätze für unsre Kanonenboote. Denn was bisher unserm Handel mit China am hinderlichsten war, das scheinen die Binnenzölle und Belästigungen zu sein, mit denen die Bizetönige und lokalen Mandarine willkürlich im Innern des Landes das Vordringen unsers Handelsverkehrs erschwert haben.

Es giebt wohl kein Land, über dessen innere Zustände, Volkswirtschaft, Volkscharakter ein Urtheil abzugeben für uns Europäer so schwer wäre als China. Aber es liegen einige Erfahrungen und Thatfachen vor, die unsrer Politik gegenüber diesem Reiche doch zur Richtschnur dienen können. Eine solche Erfahrung ist, daß die Chinesen kein Volk sind, das wir wie Rassen und andre Wilde behandeln dürfen; diese Erfahrung wird nur zu wenig beachtet. Unsre Händler und unsre Missionare reizen den vorhandenen starken Dünkel des Chinesen oft durch einen womöglich noch stärkern Dünkel; sie gehn hin mit dem unerschütterlichen Bewußtsein, mit ihren Waren, ihren Lehren, ihrem Wissen ein elendes, niederes Volk beglücken zu können, beglücken zu müssen. Der Chinesen ist nicht dieser Meinung, und er hat deshalb die aufdringlichen Beglückter schon oft verjagt oder umgebracht, weil sie gar zu herrisch in ihrem Beglückungseifer vorgingen. Der englische Opiumkrieg, die Unterstützung der Dynastie im Taipingaufstande durch England, anmaßendes Auftreten christlicher Kirchenherren wie anderer einzelner Europäer — das hat die Abneigung der Chinesen gegen uns gesteigert. Wäre es für uns möglich, weder Kaufleute noch Missionare nach China gehn zu lassen, so wäre wahrscheinlich den Chinesen und auch uns damit am besten gedient. Um so mehr, als keine Rasse, richtiger kein Volk der Welt nach Blut, Entwicklung, Sitten, Moral, Gesinnung, Charakter uns fremder und feindlicher gegenübersteht als das chinesische. Niemals kann uns der Chinesen Freund sein, selbst die äußere Berührung im Zusammenwohnen der Städte ist uns unangenehm, ja schädlich. Das sehen wir in Amerika und in der Südsee.

Man hat ausgerechnet, daß jeder getaufte Chinesen uns jährlich etwa 100 Mark koste. Wenn man sich der verbreiteten Vorliebe für recht Fernes

und Fremdes entschläge, mit der man mit weit größerer Freude einen gleichgiltigen Brief aus Nanking als einen Freundesbrief aus Leipzig aus der Hand des Postboten empfängt, und wenn man Christenpflicht recht scharf von Abenteuerlust schiebe, dann würde manches hundert Mark daheim besser verwandt werden, als um einen Chinesen für das Christentum zu gewinnen oder zu — kaufen. Denn der Chineser ist von Natur Rationalist, ja Materialist in schärfster Form, und die zehntausend, hunderttausend, vielleicht eine Million christlicher Chinesen, die es giebt oder einmal gab, können nur Märtyrer oder Abtrünnige werden unter den Millionen von Leuten, die im Grunde ohne Religion sind. Wenn diese Christen immer und immer wieder verfolgt und erwürgt wurden, so wird man deshalb den Chinesen doch nicht religiöse Unduldsamkeit vorwerfen können. Nicht das Christentum, sondern der Fremde, der Missionar wird gehaßt, und so erleidet der christliche Chineser für den deutschen Missionar den Tod. Sollen wir, müssen wir danach streben, immer neue Opfer zu schaffen, einen Missionar hinzuschicken, um vielleicht ein paar Duzend Chinesen mehr eines kommenden Tages bluten zu sehen? Der Chineser ist religiös viel zu gleichgiltig, als daß er unduldsam sein könnte, und wir Christen sind sicher die letzten, die andern Bekenntnissen Unduldsamkeit vorwerfen dürfen. Wenn wir entrüstet und selbstzufrieden auf das von Chinesen vergossene Christenblut hinweisen, so ist das Heuchelei oder Thorheit, denn wir haben selbst in manchem Jahrhundert weit mehr Christen um ihres Bekenntnisses willen umgebracht, als die Chinesen seit dem ersten Auftreten des Christentums in ihrem Lande umgebracht haben. Intolerant sind wir, nicht die Chinesen. Dazu kommt, daß das Christentum dort uneinig erscheint, als Katholizismus, Luthertum, Calvinismus usw., was offenbar dem sehr praktisch und vernunftmäßig denkenden Chinesen die Heilswahrheit des Christentums nicht eben erkennbarer macht.

Es wird erzählt,*) daß, als der Papst die chinesischen Zeremonien, die dem Chinesen großenteils die Moral ersetzen, durch Abgesandte und durch ein Breve als heidnisch und keckerisch hatte verdammen lassen, der Kaiser von China die Christen mit Ausnahme derer, die sich am Hofe nützlich gemacht hatten, im Jahre 1723 des Landes verwiesen, und daß er zu den Missionaren gesagt habe: „Was würdet denn ihr wohl sagen, wenn ich einen Trupp Bonzen oder Lamas in euer Land schicken wollte, um ihre Lehre dorthin zu verbreiten und eure Sitten zu ändern?“ Nun, gerechterweise muß man anerkennen, daß diese Antwort auf päpstliche Flüche nicht unbillig war, und daß gegenüber dem immer aufdringlicher werdenden Europäer auch härtere Worte und Maßregeln recht wohl erklärlich sind. Das Beglücken ist eine schöne Sache, nur muß es jemand geben, der beglückt werden will, der sich unglücklich fühlt; wir aber überreden die Chinesen mit Kanonen, daß sie unglückliche Leute seien. Alexander der Große wird, wie ich vermute, einfach aus der

*) Käufler, Überblick der Geschichte Ostasiens, Seite 114.

Sonne getreten sein, als Diogenes ihn darum bat, und so mancher von uns mag schon einen unerbetnen Gast zum Hause hinaus geworfen haben. Dürfte man hoffen, alle Chinesen oder doch die meisten von ihnen zum Christentum zu bekehren, so möchte allerdings auch die Hoffnung berechtigt sein, daß in China eine radikale Umwandlung, vielleicht in unserm Sinne und vielleicht sogar in unserm Interesse Platz greifen werde. Dies steht aber nach allen Wahrnehmungen und Wahrscheinlichkeiten durchaus nicht zu hoffen; wenigstens nicht auf dem bisher eingeschlagenen Wege, und solange als China so bleibt, wie es ist. Mit der religiösen Waffe ist das heutige China nicht zu überwinden, weshalb wir besser thäten, unser Geld daheim für unsre innern Bedürfnisse zu verwenden, die freilich weniger „interessant“ sind. Anders steht es mit unserm chinesischen Warenverkehr. Wie die Dinge nun einmal liegen, können wir nicht plötzlich den Handel mit China abbrechen, müssen wir unsre Handelsleute und Handelsinteressen dort schützen.

Wären die Staaten europäischer Kultur untereinander einig, so ließe sich als zu erstrebendes Ziel denken, daß China uns freien Handel gewähre und im übrigen abgeschlossen bliebe, wie es bis vor etwa fünfzig Jahren war. So wäre China ein nützlichcs Absatzgebiet für unsre Erzeugnisse, und wäre keine Gefahr für unsre Industrie. Wird China geöffnet in dem Sinne, wie viele es heute bei uns wünschen, dann ersteht uns in der That eine Bedrohung durch die gelbe Rasse. Die Amerikaner haben sich längst gegen chinesische Einwanderung durch Gesetze geschützt. Bisher hinderte die chinesische Regierung die Auswanderung; bisher wurde sie dadurch auch gehindert, daß der Chinese auf heimischer Erde sterben oder wenigstens in ihr begraben sein wollte. Ein kaiserliches gegen diese Sitte gerichtetes Dekret, die Begünstigung der Auswanderung durch einen künftigen, reformeifrigen Kaiser kann den Strom so verstärken, daß unsre sozialen und wirtschaftlichen Zustände durch ihn in große Gefahr geraten würden. Wenn wir in Ostelbien keine Polen ertragen können, wenn der Berliner den „Schlesinger“ nicht in den Fabriken dulden will, wie sollten wir chinesische Kulis dulden, auch wenn sie fünfmal billiger wären als deutsche Arbeiter?

Aber die Kulis brauchen gar nicht erst zu uns zu kommen und uns dadurch lästig werden. Indien war eine Goldgrube für England, weil es das reiche Absatzgebiet der englischen Industrie war. Heute liefert die Goldgrube immer weniger, weil das Land ärmer geworden ist, aber auch weil der Engländer in Indien selbst eine Industrie ins Leben gerufen hat, die der englischen erfolgreich Konkurrenz macht. Und sie macht erfolgreich Konkurrenz, weil die indische Arbeitskraft billiger ist als die englische. Wenn nun so der indische Arbeiter den englischen, den europäischen schlägt, wie viel mehr der fleißigere, intelligente, zähe, bedürfnislose, gerade für technisch-mechanische Arbeit ausgezeichnet begabte Chinese? Wir sehen ja auch in Japan, wie dort ein Industriezweig nach dem andern die europäische Ware verdrängt und schon bis nach Europa hin konkurrierend und erfolgreich auftritt. In China sind am Rantonflusse,

bei Schanghai und an andern Orten ja auch schon die Fabriken in voller Thätigkeit, um das europäische, mühsam eroberte Absatzgebiet wieder für China zurückzuerobern. Vorläufig noch meist von Europäern geleitete Anlagen mit chinesischen Arbeitern. Aber der Chineser, zwar kein erfinderischer Geist, aber ein vortreffliches nachahmendes Talent, wird der Lehrer nicht lange bedürfen und wird dann den Spieß gegen uns umkehren. Indem wir, noch dazu mit blindem Stolz, der Verpflanzung europäischer Industrie nach China Vorschub leisten, statt sie mit allen, auch den gewaltsamsten Mitteln zu verhindern, sägen wir den Ast selbst ab, auf dem wir sitzen.

Wollen wir uns China als Absatzgebiet erhalten — und ein andres praktisches Interesse hat es ja vorläufig für uns nicht —, so müssen wir seine Abgeschlossenheit sowohl in Rücksicht auf die chinesische Auswanderung als in Rücksicht auf das Eindringen europäischer Industrie wünschen, und wir müssen vor allem möglichst verhindern, daß sich China unter europäischer Schulung und mit europäischen Waffen ein unsern Truppen ebenbürtiges Heer und eine ebenbürtige Flotte schafft. Von diesem Standpunkt aus haben wir ein Interesse an der Erhaltung des chinesischen Reichs in seinem gegenwärtigen Bestande und an der Erhaltung der gegenwärtig herrschenden Dynastie.

Die Herrschaft der Mandschu über China wurde bekanntlich im Jahre 1644 begründet, und es wird uns berichtet, daß der Stillstand der Kultur, der unsre Verwundrung hervorruft, hauptsächlich seit dem Emporkommen dieser Herrschaft eingetreten sei. Die Mandschu sind ein Herrscherstamm, der in verhältnismäßig geringer Zahl aus dem rauhen Norden vordringend die ungeheure Masse des weichern Volkes der Chinesen mit kräftiger Faust unter seine Gewalt beugte und durch ein fest geordnetes Beamtenheer unter mandschurischer Führung in seiner Gewalt erhielt. In der vortrefflichen Reisebeschreibung von Huc und Gabet*) wird immer wieder auf den Verfall des einst vorzüglich geordneten Reichs unter der Mandschudynastie hingewiesen. „Es verfällt — so schreibt Huc am Schluß der vierziger Jahre des neunzehnten Jahrhunderts — immer mehr und geht vielleicht schon in naher Zukunft einem entsetzlichen Ruin entgegen. Wir haben den Ursachen dieser allgemeinen Verfehlung und Verderbnis nachgeforscht, und wir finden, daß sie vorzugsweise daher kommen, daß die Mandschudynastie das alte Regierungssystem in vielen wesentlichen Punkten sehr empfindlich beeinträchtigt hat. Sie hat angeordnet, daß ein Mandarin sein Amt an einem und demselben Ort nicht länger als drei Jahre bekleiden solle, und daß keiner in seiner Heimatprovinz Beamter werden und sein könne. Es liegt auf der flachen Hand, was damit bezweckt werden soll. Die Mandschu kamen als Eroberer nach China und erschrauten über ihre geringe Zahl. . . . Die Zahl der Mandschu reichte nicht aus, alle Beamtenstellen zu besetzen, auch hätte eine solche Maßregel einen allzu gehässigen Charakter gehabt. Die Besiegten sollten also nach wie vor Beamtenstellen bekleiden. Die bei den höchsten

*) Wanderung durch das chinesische Reich, deutsch bearbeitet von Andree. Leipzig, 1855.

Kollegien in Peking wurden an Zahl verdoppelt und zur einen Hälfte mit Mandschu, zur andern mit Chinesen besetzt. Den Chinesen blieb auch die gesamte Provinzialverwaltung, mit Ausnahme der höhern Militärstellen und der Befehlshaber in den Festungen. Trotz alledem war es schwer, die neue Gewalt zu befestigen; denn die gestürzte Herrscherfamilie hatte unter den höhern Beamten viele Anhänger, und diese konnten ihren Einfluß geltend machen. . . . Dem begegnete man, indem der Mandarin seiner Heimat entfremdet wurde: in seinem neuen Wirkungskreise konnte er keinen festen Boden gewinnen, weil er eben nur drei Jahre lang an einem und demselben Orte blieb. Die Mandschudynastie gab allerdings für diese Neuerung eine Menge von Scheingründen an, die sie aus dem öffentlichen Nutzen und der Sorgfalt für das Wohlergehn des Volks herleitete; sie machte insbesondre geltend, daß die Beamten von allen Vorurteilen und Familieneinflüssen unabhängig seien, wenn sie außerhalb ihrer Heimat angestellt würden. Der Hauptgrund lag aber, wie schon gesagt worden ist, darin, daß man den Einfluß der Beamten brechen, sie selbst lediglich von der Regierung in Peking abhängig machen wollte. Die Dynastie hat in dieser Beziehung seit zwei Jahrhunderten ihre Absicht vollkommen erreicht: die höhern Beamten werden aus einer Provinz in die andre versetzt, können nirgends tiefe Wurzeln im Boden schlagen und treten in kein näheres Einvernehmen mit dem Volke; die Parteihäupter der national-chinesischen Richtung konnten sich nicht auf Beamte stützen, deren Amtsdauer nur kurze Zeit währte, und so brachen denn auch keine Verschwörungen aus. Aber diese Politik, die ganz geeignet war, eine noch neue Gewalt zu befestigen, mußte nach und nach überwiegend große Übelstände im Gefolge haben. . . . Beamte, die nur zeitweilig an einem Orte leben, bleiben dort eigentlich fremd und haben keine innern Beziehungen zur Einwohnerschaft; sie machen möglichst viel Geld, werden versetzt und treiben an jedem andern Orte dasselbe, bis sie so viel zusammengescharrt haben, daß sie in ihrer Heimat unabhängig leben können. Sie kümmern sich wenig um die Verwünschungen und den Haß der Bedrückten, denn heute sind sie hier, und in ein paar Wochen um einige hundert Meilen von hier entfernt.

„So ist es gekommen, daß die Mandarinen selbstüchtig und gleichgültig gegen das Gemeinwohl geworden sind. Das Grundprinzip der chinesischen Monarchie ist zerstört worden, seitdem der Beamte nicht mehr wie ein Familienvater unter seinen Kindern lebt, sondern wie ein Zugvogel wandert. Seit der Herrschaft der Mandschu ist alles im Reiche erschlafft, und vieles ist abgestorben. Große Arbeiten zum allgemeinen Nutzen, dergleichen die frühern Dynastien unternahmen, Kanäle, hohe Türme, prächtige Brücken, breite Straßen über die Gebirge, Eindeichungen der Ströme, das alles haben die Mandschu unbeachtet gelassen; was frühere Zeiten Großes geschaffen haben, zerfällt in Trümmer. Die Beamten wechseln so häufig, daß sie gar nicht Zeit haben, ihren Verwaltungsbezirk auch nur einigermaßen genau kennen zu lernen; oft verstehn sie nicht einmal die Volkssprache. Denn man darf nicht etwa glauben,

daß alle Chinesen eine gleichartige Masse seien; der Unterschied zwischen den verschiedenen Provinzen ist vielleicht noch stärker als der zwischen den verschiedenen europäischen Ländern. . . .

„In dieser Weise ist die chinesische Staatsgesellschaft seit Beginn der Mandschudynastie mehr und mehr von Verderbnis angegriffen worden. Man hat in Europa eigentümliche Vorstellungen über die vermeintliche Unbeweglichkeit dieses Volks. Man glaubt, daß Neuerungen, die doch von den Eroberern eingeführt wurden, alte Einrichtungen und aus dem ganzen Wesen des chinesischen Volks entsprungen seien. Man glaubt ferner, daß der Chinese Abneigung gegen alles Ausländische habe. Und doch ist beides unrichtig. Der Geist der Ausschließlichkeit und das Fernhalten fremder Elemente ist mehr den Mandschumongolen eigen; erst sie wollten das Reich hermetisch abschließen. Denn früher standen die Chinesen mit den übrigen asiatischen Nationen in Verkehr. Araber, Perser und Sinder durften ihre Häfen besuchen und dort Handel treiben; auch war ihnen keineswegs verboten, das Binnenland zu besuchen. . . . Missionare konnten ganz China durchwandern und unbehindert ihre Religion verkündigen. Marco Polo wurde mit seinem Vater und seinem Oheim zweimal sehr wohlwollend am kaiserlichen Hofe aufgenommen. Diese Venetianer bekleideten einflußreiche Ämter. Marco Polo war sogar Statthalter einer Provinz. Zu jener Zeit lebte in Peking ein Erzbischof, die Christen genossen freie Ausübung ihres Gottesdienstes. . . . Die Chinesen haben also keineswegs eine eingewurzelte Abneigung gegen die Ausländer. Viele Mandarinen, mit denen wir diesen Gegenstand besprachen, erklärten geradezu, daß die Ausschließungsmaßregeln lediglich ein Werk der Mandschu seien. Diese wollen um jeden Preis ihre Herrschaft behaupten; sie sind eine kleine Minderzahl und fürchten immer, daß Fremde ihnen eine Beute entreißen könnten, die ihnen so leicht geworden war. Deshalb schlossen sie alle Häfen, um die Fremden überhaupt fern zu halten, und im Innern suchten sie ihre Gegner zu verstreuen. Beide Mittel waren bis in die jüngste Zeit hinein durchaus wirksam: eine Handvoll Nomaden hat zwei Jahrhunderte lang ohne Anfechtung über das am stärksten bevölkerte Reich der Welt geherrscht. Aber dieselben Mittel sind nun auch wirksam, diese Herrschaft zu untergraben. Und eines Tages werden die Fremden, die Barbaren, alle Pforten, die der Eingang zu diesem Reich sind, in Trümmer schlagen und dann ein Volk ohne Zusammenhang finden.

„Der edle und ehrwürdige Beamte in Seng-tsche-hien, ein Chinese aus der guten alten Zeit, beklagte tief den Verfall seines Vaterlands. Er sagte: »Seitdem wir von den geheiligten Überlieferungen unsrer Vorfahren abgewichen sind, hat uns der Himmel verlassen. Wer die Dinge in ihrem ganzen Gange verfolgt, wer da sieht, wie selbstüchtig die Beamten sind, wie tief die Verderbnis des Volks ist, kann sich einer düstern Ahnung nicht erwehren; wir stehn am Vorabend eines ungeheuern Umsturzes. Was kommen wird, und welchen Verlauf die Dinge nehmen werden, vermag niemand zu sagen. Aber

es leidet keinen Zweifel, daß die Dynastie seit einigen Jahren den Schutz des Himmels nicht mehr hat; das Volk hegt Haß und Verachtung gegen seine Herrscher. Es ist keine kindliche Pietät mehr unter uns, und das Reich wird zusammenstürzen.« Von einem andern Mandarinen erzählt Huc: Der Sturz der Mandschudynastie würde diesen Mandarinen nicht betrüben, er hielt es für natürlich, daß China auch einen chinesischen Kaiser habe. Aber die große Volksmasse bekümmert sich wenig um den Staat. Doch ist die Abneigung gegen die fremden Eroberer (die Mandschu) vorhanden.“

Wenn man diese im Jahre 1846 gemachten Aufzeichnungen im Zusammenhang mit dem 1851 beginnenden großen Aufstand erwägt, und wenn man sich ferner erinnert, daß die vereinigten Engländer und Franzosen 1860 die Opfer eines Kriegs brachten, um sich in dem Frieden von Peking die Eingänge zu dem chinesischen Reiche offen zu erhalten; wenn man sich ferner erinnert, daß der Taipingaufstand mit Hilfe der Engländer und wesentlich durch General Gordon als Befehlshaber des chinesischen Heeres niedergeworfen wurde: so wird sich einem die Frage aufdrängen, ob diese Unterstützung der chinesischen Regierung nicht ein arger Fehler war. Wenn die Mandschuherrschaft das hauptsächlichste Hindernis für die Öffnung Chinas ist, und wenn England keine Eroberungen, sondern nur eben diese Öffnung des Landes für den Weltverkehr anstrebte, so hätte es logischerweise im Interesse Englands liegen müssen, nicht die Regierung, sondern die Aufständischen zu unterstützen, deren Ziel eben der Sturz der Mandschuherrschaft war. Und wenn man heute beobachtet, daß, gerade wie sich im Taipingaufstande aus religiösen Reformern allmählich Umstürzler der Dynastie entpuppten, so heute zuerst lokale Unordnung entsteht, sich Banden zeigen, die gegen die Fremden vorgehn, allmählich aber hie und da eine Richtung gegen die Mandschudynastie auftaucht; wie man bald eine Boyerbande ihre Farbe ändern sieht, indem sie gestern dem Prinzen Tuan gegen die Fremden, heute aber einem unbekanntem Führer gegen die Truppen Tuans zu folgen scheint; wenn man das allmähliche Umsichgreifen der Bewegung nach Süden hin in die rein chinesischen Provinzen beobachtet, so scheint nur noch ein entschlossener Führer, wie im Taipingaufstande, zu fehlen, daß aus dem Sturm gegen die europäischen Fremden ein Sturm gegen die fremden Mandschuherrscher wird. Ein solcher Führer kann alle Tage auftreten. Werden die europäischen Mächte dann aus Graf Waldersee einen zweiten Gordon machen, werden sie wieder China unter das Joch der Mandschu beugen helfen?

Ich sagte vorhin, daß es meines Erachtens für Europa am besten wäre, wenn China nur für den Warenverkehr geöffnet würde, im übrigen möglichst abgeschlossen bliebe. Aber leider ist diese Möglichkeit sehr gering. Aus dem Warenverkehr ergiebt sich von selbst eine Annäherung, die unwillkürlich innigere Beziehungen schafft, die nicht nur europäische Dinge, sondern auch europäische Menschen und Ideen immer weiter ins Innere Chinas verschiebt, und die notwendig auch die schützende Hand der Staaten nach sich ziehen muß. Wenn

man nun die Abschließung Chinas weder aufrecht halten kann noch will, dann liegt es doch am nächsten, der Macht dort die Hand zu reichen, die einer Öffnung des Landes am wenigsten abgeneigt ist, nicht aber der Mandschudynastie, in deren Interesse und Tradition die Abschließung liegt. Gordon rettete die Dynastie, die heute an der Spitze ihrer Boyer die Ausrottung aller Fremden unternommen hat, und nun sollten die vereinigten Mächte diese Dynastie noch einmal retten? Warum? Zu welchem Zweck? Ich sehe keinen andern Grund, als weil man fürchtet, daß die durch den Sturz der Dynastie eintretende große Umwälzung für einige Zeit das Geschäft stören, den fremden Banken und Handelsleuten Verlust bringen könnte. Oder fürchtet man, daß die europäischen Mächte sich einander in die Haare geraten könnten? Also um einige Millionen zu retten oder aus Mißtrauen und Eifersucht gegeneinander würde der alte, für China verderbliche und für die dort interessierten oder lebenden Fremden immer bedrohliche Zustand wiederhergestellt werden. Wiederhergestellt nach immerhin großen Verlusten, die durch diese Wirren verursacht worden sind, und mit der Wahrscheinlichkeit, fast Gewißheit, daß nach Verlauf einiger Zeit der Aufstand gegen die Mandschu wiederum losbrechen und noch größere Verluste für unsre Taschen mit sich bringen wird. Sollen wir uns hierfür bemühen? Sollte das nicht eine kurzsichtige Politik sein? Aber es ist schwer, ein solches Urteil zu äußern, nachdem sich solche Autoritäten wie Herr Robert Hart für die Notwendigkeit, das heutige China unbeschädigt zu erhalten, ausgesprochen haben.

Vielleicht ändert aber sogar Herr Hart seine Meinung, wenn diese Wirren nicht durch einen neuen Pekinger Frieden in kurzer Zeit beendet werden, wenn sich vielmehr, wie eher anzunehmen ist, die Erhebung verallgemeinert. Ein Zusammengehn der fremden Mächte mit der Dynastie gegen eine große Erhebung, die die Befreiung des Landes von der Herrschaft der Mandschu zum Ziel hätte, wäre denn doch eine höchst sonderbare Politik. Wie? Sollten die Mächte eine Regierung stützen, die soeben unter dem Schein eines Volksaufstands, unter der Firma privater Verschwörungen von langer Hand her und mit großer Vorsicht ein Blutbad unter den Unterthanen dieser Mächte, einen Versuch der Ausrottung aller dort lebenden Christen veranstaltet hat? Eine Regierung, die jederzeit der Politik der offenen Thür am feindlichsten gewesen ist? Sollten sie diese Regierung gewaltsam in der Macht erhalten, nur weil heute kein Kandidat für den Thron von China fertig und bereit steht? Wie vor fünf und vierzig Jahren, so dürfte sich auch jetzt ein Führer finden, wenn erst der Aufstand an Macht stark genug geworden sein wird, daß er sich offen und allgemein gegen die Regierung richten kann. Es leben in China noch viele Nachkommen der alten Mingdynastie, und auch wenn China wieder in mehrere Reiche zerfiel, wo wäre da das Übel? Vor alters bestanden mehrere chinesische Reiche, und nach dem mittlern davon mit der alten Hauptstadt Nanking nennt man noch heute oft das ganze China das Reich der Mitte. Wer hat denn ein Interesse daran, dieses heutige Mandchureich

in seinem Riesenumfang zu erhalten? Von allen fremden Mächten könnte, dünkt mich, nur Rußland ein solches Interesse haben.

Bleibt die Mandschudynastie an der Regierung, und bleibt Peking Hauptstadt, so hat Rußland vermöge der Nähe seiner Grenze sowie vermöge der festen Basis seiner Eisenbahn in der Mandchurei eine solche Macht vor den andern Staaten voraus, daß der russische Gesandte leicht in Peking künftig die Rolle spielen kann, die der russische „Ambassadeur“ vor hundertfünfundzwanzig Jahren in Warschau spielte. Rußland stellt sich deshalb heute so freundlich als möglich zu China, trotz der Tausende von Chinesen, die, unter dem russischen Schwert gefallen, den Amur als Leichen hinabgeschwommen sind, und trotz der Besetzung des chinesischen rechten Flußufers durch russische Truppen. Es muß ihm daran liegen, jederzeit und leicht auf die Hauptstadt und die Regierung den Daumen drücken zu können, woraus folgt, daß es für ein ungeteiltes China unter der Mandschudynastie und mit Peking als Residenz sein muß. Es muß ihm ferner, von seinem Geldmangel, der einen Krieg verbietet, ganz abgesehen, daran liegen, sobald als möglich wieder Frieden zu haben, um mit seinem Bahnbau fertig zu werden, um den Einfluß der andern Mächte in Peking nicht weiter neben sich zu haben, um möglichst allein zu bleiben mit seinen vorläufigen Freunden. Es wird also bestrebt sein, die Mächte von Peking, von China baldigst wegzulocken und zugleich der Dynastie beizustehn. Sind die Truppen und Schiffe der andern erst einmal abgedampft, dann hat Rußland immer noch in Sibirien und am Amur Kriegsmacht genug, daß es Forderungen stellen und durchsetzen kann, falls Japan ihm nicht etwa in den Arm fällt. Bis dahin aber muß es streben, in guten Beziehungen zu China zu bleiben, um nicht genötigt zu sein, eine Grenze von einigen tausend Kilometern gegen feindselig gesinnte Nachbarn zu schützen. Die chinesische Nachbarschaft hat eben für Rußland ihre Vorteile, aber auch ihre Nachteile. Umgekehrt ist es bei Deutschland und den andern Staaten außer Japan, die nicht ein Heer an der Grenze von China erhalten können. Wenn aus dem einen Reiche drei kleinere entstünden, wenn die Mongolei und Tibet unabhängig würden, so könnte das der Aufschliebung dieser Länder nur günstig sein. Sätze in Nanking wieder wie vor der Mandschuzeit ein Kaiser, so würden sich die Beziehungen, auf die wir in Zukunft am Yantse hoffen, voraussichtlich leichter und besser gestalten als bisher. Wollte Rußland die ganze Mandchurei annectieren, so wäre das für Japans Ausichten in Korea sehr gefährlich, aber für Europa von geringer Bedeutung unter der Voraussetzung, daß Peking nicht die Hauptstadt von ganz China bliebe. Die bloße territoriale Ausdehnung bedeute für Rußland sicherlich noch keinen Machtzuwachs, der Europa beunruhigen müßte. Auch wird sich Rußland sehr wahrscheinlich damit begnügen, möglichst viel an Handelsgebiet und an politischem Einfluß zu gewinnen. Hierbei wäre ein Zerfall Chinas für Europa eben gegenüber dem russischen Einfluß vorteilhaft. Fällt das nördliche China mehr unter russischen Einfluß, so öffnete sich uns und

andern leichter das Gebiet des blauen Stroms. Und dieses Gebiet ist wirtschaftlich gewaltig.

Der französische Missionar, den ich oben schon angeführt habe, spricht in Ausdrücken des höchsten Entzückens von diesem Strom und seinen Uferländern. Dieser Strom, einmal für uns geöffnet und frei von Binnenzöllen, würde uns einen ungeheuern Warenverkehr in Aussicht stellen. Er stellt die Verbindung her mit dem metallreichen Tibet, vielleicht dem einzigen Goldlande, das noch nicht von Europäern ausgebeutet wird. Er durchströmt Ssetschuen, die größte und schönste Provinz Chinas, und China wird von Huc im allgemeinen schon als ein außerordentlich fruchtbares Land geschildert, das mit Fleiß und Umsicht angebaut wird. „Das schöne, üppige Land, sagt Huc von Ssetschuen, ist von großem Einfluß auf seine Bewohner, die sich vor allen übrigen Chinesen vorteilhaft auszeichnen. In den großen Städten herrscht vergleichsweise große Ordnung und Sauberkeit; auch der Anblick der Dörfer zeugt von Wohlstand, und die Sprache ist im allgemeinen fast so rein wie in Peking selber, nicht ein so unverständliches Patois wie in manchen andern Provinzen. Der Bewohner von Ssetschuen ist stark und kräftig usw.“ Ssetschuen ist eine Kornkammer für andre Provinzen, es enthält Salz, Steinöl, Kohlen, es ist sehr dicht bevölkert, der Verkehr auf dem Fluß und den längs des Flusses führenden Straßen gleicht einem ununterbrochnen Jahrmarkt. Als Huc um das Jahr 1846 diese Provinz bereiste, zählte man dort etwa 100000 Christen. Weiter abwärts, in der Provinz Hu-pe, liegt das „Herz des chinesischen Handels,“ aus drei am Fluß einander gegenüberliegenden Städten bestehend, die zusammen nahezu 8 Millionen Einwohner beherbergen sollen, und deren bedeutendste Han-keu ist, der Hauptlagerplatz für alle achtzehn Provinzen Chinas.

„Ganz China, sagt Huc, von Nord nach Süd, von Ost nach West ist ein ewiger Markt und eine permanente Messe das ganze Jahr lang. Und doch wird sich niemand eine richtige Vorstellung von dem ungeheuern Umfang des Handelsbetriebs machen können, wenn er nicht die drei Städte Han-yang, Utschang-fu und Han-keu gesehen hat. Namentlich die letzte, der »Mund der Handelsniederlage,« erscheint in jeder Beziehung merkwürdig. Dort ist alles Laden oder Warenlager, und das Wogen und Drängen ist so stark, daß man nur mit Mühe hindurch kann. . . . Der große Hafen von Han-keu ist buchstäblich ein ungeheurer Mastenwald, und man erstaunt, wenn man mitten in China eine solche unzählige Menge von teilweise sehr großen Schiffen sieht.“ . . . Nach Han-keu zieht sich der Handel von ganz China, „von dort aus verteilen sich die Waren; denn die Stadt hat eine ungemein günstige Lage und bietet für den Verkehr eine Menge von Vorteilen. Sie liegt so recht im Herzen von China, wird vom blauen Strom umflossen und steht durch ihn in direkter Verbindung mit dem Westen und dem Osten. . . . Nach Norden hin sind die Verbindungswege nicht so bequem; diesem Mangel ist aber durch ein bewundernswürdig ausgedachtes Kanalsystem abgeholfen worden. Dieses verbindet

alle Seen und schiffbaren Flüsse untereinander, und man kann durch alle Provinzen reisen, ohne daß man nötig hätte, sein Fahrzeug zu verlassen.“ Zahllose Schiffe beleben den Strom, seine Nebenflüsse, Seen und Kanäle. Es ist erklärlich, daß die Engländer auf dieses ungeheure Handelsgebiet des Jantse-Kiang immer ein lusternes Auge gerichtet haben. Aber wenn Huc Recht hat, so wird das weitere Vordringen des europäischen Absatzes immer mit Schwierigkeiten zu kämpfen haben.

„Die chinesische Regierung, sagt Huc, hat niemals den Handel mit den Europäern begünstigt, sondern hat ihm im Gegenteil Hindernisse in den Weg gelegt und würde ihn am liebsten ganz beseitigt haben, weil sie glaubt, daß er die wahren Interessen des Landes beeinträchtigt. Sie meint, der Handel sei für das Land nur dann ersprießlich, wenn er es überflüssiger Artikel entledige und dafür nützliche und notwendige Waren herbeischaffe. Diesem Grundsatz gemäß folgert sie, daß, indem der auswärtige Handel die gewöhnliche Quantität Seide, Thee und Porzellan vermindere und zugleich eben dadurch den Preis aller dieser Waren in den Provinzen steigere, er dem Reiche keinen Vorteil bringe; es sei deshalb geraten, ihn möglichst zu beschränken. Sie legt auf die europäischen Luxusgegenstände und kostspieligen Bagatellen der europäischen Industrie keinen Wert und läßt sich dadurch nicht verblenden. Dagegen ist ihr der Handelsverkehr mit den Mongolen und Russen genehm, denn durch diesen erhält sie Artikel, deren sämtliche Provinzen bedürfen, nämlich Leder und Pelzwerk. Überhaupt haben die Chinesen vom Handel ganz andre Ansichten und Begriffe als die Europäer. Schon vor mehr als zweitausend Jahren äußerte sich Kuan-tse, ein berühmter Staatswirt, in folgender Weise:

„Geld, das durch den Handel ins Land kommt, bereichert es nicht in demselben Verhältnis, als durch den Handel hinausgeht. Auf die Dauer kann kein anderer Handel vorteilhaft sein als ein solcher, der im Austausch nützlicher oder notwendiger Waren besteht. Der Handel mit Gegenständen des Prunks, der Delikatesse oder der Neugier, mag er durch Tausch oder durch Kauf geschehn, hat zur Vorbedingung den Luxus. Dieser besteht darin, daß manche Bürger eine große Fülle am Überflüssigen haben; das setzt aber voraus, daß viele andre am Notwendigen Mangel leiden. Je mehr Pferde die Reichen vor ihre Wagen spannen, um so viel mehr andre Leute müssen zu Fuß gehn; je größer und prachtvoller ihre Häuser sind, um so kleiner und armseliger sind die der Dürftigen; je mehr Gerichte auf ihrer Tafel stehn, um so mehr Leute sehen sich lediglich auf Reis allein angewiesen. Es ist am besten, wenn die Menschen, die die Staatsgesellschaft ausmachen, durch Gewerbsamkeit, Arbeit, Umsicht und Sparsamkeit in einem wohlbevölkerten Reiche soviel erwerben, daß alle das Notwendige haben, und manche sich das zur Bequemlichkeit Erforderliche verschaffen können.“

Wie man hieraus und aus vielen andern höchst interessanten Mitteilungen Hucs sehen kann, haben die chinesischen Sozialpolitiker vor zweitausend Jahren nicht viel andre Weisheit ans Licht gebracht, als unsre heutigen sozialistischen

Propheten, nur scheinen sie sachlicher, praktischer und weniger phantastisch gewesen zu sein, als unsere Weltverbesserer es oft sind. Wenn aber, wie Huc angiebt, diese vor zweitausend Jahren geäußerte Ansicht noch heute die der chinesischen Regierung ist, so muß man, so gern man sie gelten lassen mag, in ihr doch ein starkes Motiv für die Abneigung gegen die von uns Europäern so stürmisch geforderte offene Thür anerkennen. Huc meint auch, daß solange diese Ansicht in Geltung bleibt, europäische Produkte niemals auf beträchtlichen Absatz rechnen dürften. „Sie wird aber, meint er weiter, gelten, solange die Chinesen bleiben wollen, was sie nun einmal sind, und solange sie sich nicht einem andern Geschmack und andern Gewohnheiten zuwenden. Der auswärtige Seehandel liefert ihnen nichts, dessen sie notwendig bedürften, ja was ihnen auch nur von wirklichem Nutzen wäre; es liegt ihnen also wenig daran, ob er Ausdehnung gewinnt, oder ob er aufhört.“ Inzwischen hat die Erfahrung gelehrt, daß sich Geschmack und Gewohnheiten der Chinesen denn doch manchen europäischen Erzeugnissen zugewandt haben, sodaß wir hoffen dürfen, daß diese Änderung auch weiter vorschreiten werde. Schon der Umstand spricht dafür, daß, wie Huc sagt, die Chinesen an Handelsgeist und kommerzieller Thätigkeit von keinem andern Volke übertroffen werden. „Ihr fruchtbares Land liefert eine unendliche Produktenfülle, ihr ausgedehntes Reich besitzt eine Menge von Verkehrswegen zu Wasser und zu Lande; das Volk ist allezeit in rührigster Thätigkeit, und zugleich sind Gesetze und Sitten dem Handelsbetrieb förderlich.“ Die chinesische „Industrie ist geradezu bewundernswürdig in Bezug auf alles, was auf nützliche Dinge und Bequemlichkeiten des Lebens Bezug hat.“

Nimmt man alles zusammen, so kommt man immer wieder zu dem Schluß, daß es ebenso in unserm wie im Interesse Chinas liegt, die Herrschaft der Mandschu zu beseitigen, wenn nun einmal China in unser europäisches Kulturleben und unsern Verkehr hereingezogen werden muß oder soll. Und dazu dürfte der günstigste Augenblick nahe bevorstehn. Unter den Mandarinern selbst scheinen sich ja, und zwar bis in die höchsten Regionen des Beamtentums hinauf, in neuester Zeit Männer zu zeigen, die einer tiefgreifenden Reform Chinas zustreben. Das sind unsere gegebenen Bundesgenossen. Helfen wir den Chinesen, sich von dem Druck dieser Mandschudynastie samt ihrem räuberischen Beamtenheer zu befreien, so dürfen wir hoffen, daß nicht nur der von den Mandschu dekretierte und eingeführte Zopf verschwindet, sondern eine durchgreifende Regeneration des Volks beginnen werde. Gar manchen bei uns mag diese Aussicht unheimlich und bedrohlich erscheinen. Aber entweder das eine oder das andre müssen wir doch anstreben: Abgeschlossenheit unter der Herrschaft der Mandschu, oder Europäisierung Chinas, wie die Japaner, freilich in ihrer japanisierenden Weise, es wollen, und dann ohne Mandschu. Von der Stellung, die die fremden Mächte zu der Dynastie einnehmen werden, wird, so scheint es, sehr wesentlich, wenn nicht die Zukunft Chinas, so doch das Verhalten des künftigen China zu den europäischen Kulturvölkern abhängen. Und schlimmere

Feinde als die Mandſchu können — das haben die letzten Ereigniſſe wieder gezeigt — in einem von ihrem Druck befreiten China uns Europäern ſchwerlich erſtehn.

E. von der Brüggen



Über die Bemannung der deutschen Kauffahrteischiffe

Von E. Meier, Kapitän a. D.



n der Hanſa Nr. 17 dieſes Jahres finde ich einen Artikel eines Herrn S, worin es heißt: „Die lange Zeit gut bewährte Methode, unfre Seeleute zu Steuerleuten und Schiffsführern von der Pike an heranzubilden, hat ſich überlebt. Gänzlich veränderte Verhältniſſe in der Seefahrt haben auch veränderte Anforderungen an die in leitenden Stellen befindlichen Seeleute geſtellt. Dem Norddeutſchen Lloyd gebührt das große Verdienſt, die längſt von vielen einſichtigen Seeleuten als richtig erkannte Maßregel, nämlich die Inſtitution eines Ausbildungsinſtituts für Seeleute der höhern Karriere, praktiſch durchgeführt zu haben. Für dieſen Schritt ſind ihm alle Schiffsführer und Steuerleute dankbar, denen thatſächlich etwas an der Hebung ihres Standes nach ſozialer Richtung hin gelegen iſt. Wir ſprechen dieſe Behauptung aus, wohl wiſſend, daß es Perſonen giebt, die gleich uns die Schiffsoffiziere auf ein höheres geiſtiges Niveau geſtellt ſehen möchten, aber die Errichtung eines Inſtituts, das dieſen Wuſch zu erfüllen verſpricht, deſhalb verurteilen, weil angeblich die Erziehungsanſtalt ihren Eigentümern ein Born fließender Geldquellen ſein ſoll. Verſichert die Reederei, ſich durch das Schulſchiff einen Stamm tüchtiger Schiffsoffiziere heranziehn zu wollen, ſo entgegnet man (ohne zu bedenken, daß engliſche und franzöſiſche Schiffsoffiziere längſt eine andre praktiſche Ausbildung wie engliſche und franzöſiſche Matroſen genießen): »Durch dieſe Einrichtung wollt ihr nur billige Arbeitskräfte züchten.« Solchen Argumentationen ſteht man vollſtändig machtlos gegenüber, denn ſie laſſen ſich nicht entkräften.“

In dem erſten Abſatz finden ſich in vier Sätzen drei Behauptungen, die meines Erachtens nicht bewieſen ſind, und von denen höchſtens eine richtig iſt, nämlich daß ſich die Verhältniſſe geändert haben. Daß ſich aber die Seeleute ihnen vorzüglich angepaßt haben wird unterdrückt. Ob alle Schiffsführer und Steuerleute, denen thatſächlich etwas an der ſozialen Stellung ihres Standes liegt, dem Norddeutſchen Lloyd für die Einrichtung des Kadettſchulſchiffs dankbar ſind, erſcheint angeſichts der Verhandlungen des deutſchen Seefiſchervereinsverbandes am 16. Februar dieſes Jahres in Berlin und des deutſchen